

REPORTAGE IM ST. MARIENSTIFT

„Man sollte nicht glauben, dass das ein Altenheim ist“

Viele Menschen denken, dass mit dem Einzug ins Altenheim das Leben vorbei ist. Das ist nicht zwangsläufig so, zumindest nicht im St. Marienstift in Bochum. Dort leben die Bewohner so normal wie möglich und können an unzähligen Aktivitäten teilnehmen. Hierfür wurde die Einrichtung mit dem Altenheim Zukunftspreis 2015 geehrt.



Ob beim Weltseniorentag, Stadtteilstesten oder einem Fotoshooting: Die Bewohner des St. Marienstifts nehmen an unzähligen Aktivitäten teil.

Sabine Timmer ist Qualitätsmanagementbeauftragte im St. Marienstift. Sie verrichtet ihre Arbeit gern, auch wenn ihre Tätigkeit mit einer gehörigen Portion Selbstreflexion verbunden ist. „Es ist nicht immer leicht, einem Bewohner zehn Minuten dabei zuzusehen, wie er sich die Schuhe bindet und nicht einzugreifen“, sagt die 56-Jährige, die seit 2009 im Marienstift tätig ist. Sie ist sich bewusst, dass für ein solches Verhalten ein Umdenken sowohl von den Mitarbeitern als auch von den Bewohnern erfolgen muss. Es ist ihr wichtig, die Selbstständigkeit der Bewohner zu fördern, ihnen das Gefühl zu vermitteln, dass sie nützlich sind. Das ist ein Lernprozess, für beide Seiten. „Wir haben unsere 85 Bewohner in neun Wohngruppen eingeteilt, jede Wohngruppe hat ihre eigene Küche mit einem gefüllten Kühlschrank.“ Jeder könne sich dort nach Belieben bedienen und das essen, was ihm schmeckt. Jeder dürfe sich auch am Kochen beteiligen und sich aus dem Garten Gemüse holen, man lebe autonom wie in einer großen Familie. „Natürlich funktioniert das nicht reibungslos“, räumt Timmer ein. Anfangs hatten Mitarbeiter Angst, Demenz Erkrankte könnten sich mit dem Messer

schneiden und auch die Bewohner mussten lernen, sich von ihrem Versorgungsdenken zu lösen. Auf Fragen wie: „Darf ich mir einen Kaffee machen?“ oder „darf ich mal an den Kühlschrank?“ entgegnete die Mitarbeiter: „Das ist doch Ihre Küchenzeile.“ Es ist und bleibt ein Balanceakt, richtig einzuschätzen, wie viel Hilfe ein Bewohner braucht. Mitarbeiter eilen nicht sofort zur Tür, wenn ein Bewohner sie nicht gleich geöffnet bekommt oder schauen dabei zu, wie eine Bewohnerin auf dem Stuhl sitzend Frikadellen in der Küche selbst brät. „Wenn nichts mehr geht“, sagt Timmer, „helfen wir natürlich, aber zuerst soll es der Bewohner selbst probieren.“ Einmal habe sie die Tochter eines Bewohners gefragt: „Wieso zieht sich der Vater die Socken wieder selber an?“ Oder eine Besucherin aus dem Stadtteil kommentierte: „Man sollte nicht glauben, dass das ein Altenheim ist.“

DAS LEBEN IST NICHT IM ALTENHEIM ZU ENDE

Tatjana Somow arbeitet als ausgebildete Pflegekraft seit mehr als 15 Jahren im St. Marienstift. Sie erinnert sich noch gut an Zeiten, als die Selbstständigkeit der Bewohner nicht so sehr im Fokus stand wie

heute. „Damals hatten nur die Angestellten Zugriff auf die Küche, es gab keine Kochgruppe und ein Rockkonzert mit den Bewohnern war undenkbar.“ „Heute“, sagt die 47-Jährige, „schmieren sich die Bewohner größtenteils ihre Brote selbst, einige versuchen sich bei einem öffentlichen Fotoshooting als Models, sie brauen sich ihren eigenen „Hugo“ und starten einen Senioren-Flashmob in der Bochumer Innenstadt.“ Seit 2009 stellt das Haus Videos, die „Daheim TV“ mit den Bewohnern gedreht hat, auf seine Website. An lauen Sommerabenden setzen sich die Mitarbeiter zu den Bewohnern auf die Terrasse, lachen und plaudern und schmieden Pläne für die Zukunft. Ist eine solche Betreuung nicht sehr zeitaufwendig? Somow verneint und erklärt, dass die Selbstständigkeit der Bewohner Zeit für Gespräche und soziale Kontakte erlaube. Sie wisse genau, welcher Bewohner erst um 10 Uhr morgens aufstehe und richte sich danach und sie wisse auch, wer was braucht. Aufwendig sei lediglich das Denken in den Köpfen derer, die meinen, dass in einem Altenheim das Leben zu Ende sei. Beispielsweise auch die Aufklärungsarbeit, die in der Nachbarschaft geleistet werden

müsse. Einmal habe im Erdgeschoss des Wohnheims ein Fenster offen gestanden und man konnte von außen reinsehen. Dort lagen zwei Bewohner unbedeckt auf dem Bett. Eine Redakteurin einer lokalen Zeitung bemerkte das, berichtete darüber und kritisierte, dass diese Menschen zur Schau gestellt würden. „Warum“, so fragt Somow, „guckt sie überhaupt durchs Fenster?“ Und warum, so merkt sie kritisch an, berichtet sie nicht über den Herrn, der aus der Rehaklinik sehr bewegungseingeschränkt und mit einer Magensonde kam. Er hatte einen Schlaganfall erlitten, war extrem abgemagert und konnte nicht mehr sprechen. Immer wieder zog er sich die Sonde aus der Nase. Obwohl den Pflegekräften geraten wurde, die Sonde zu lassen, legten sie ihm keine neue. Nach einer Weile fing der Mann wieder an zu essen und zu sprechen, ist heute sehr kontaktfreudig und lebensfroh und führt ein relativ selbstständiges Leben im Rollstuhl. „Er mochte das breiige Essen nicht“, kommentiert die Pflegekraft.

DEN BEWOHNERN WIRD ETWAS ZUGETRAUT

Michaela Weingarten arbeitet seit knapp 30 Jahren im Marienstift und ist froh, dass es im Heim keinen durchgetakteten Stationsablauf gibt. Es gebe keine Klinikatmosphäre, jeder könne seine eigene Bettwäsche aufziehen. Es gebe keine starren und festen Essenszeiten. „Unsere Bewohner“, sagt Weingarten, „mähen den Garten, ziehen Gemüse auf oder räumen den Geschirrspüler aus.“ Den Bewohnern werde etwas zugetraut und es komme vor, dass ein an Demenz Erkrankter nachts aktiv wird, durchs Haus läuft und an Türen klopft. „Wir separieren Menschen mit Demenz nicht“, sagt Weingarten und fügt hinzu, dass das allen interessierten Bewohner vor ihrem Einzug mitgeteilt wird. Es gehe um Lebensqualität für alle, wenn die Bewohner zufrieden sind, haben auch die Pflegekräfte mehr Freude und Motivation bei ihrer Arbeit.

„In unserer Einrichtung“, sagt Weingarten, „sitzen die Bewohner nicht stumm in der Ecke und starren auf den Fernseher,

sondern sie sind kontaktfreudig, gehen auf Fremde zu und haben keine Scheu, ins Gespräch zu kommen. „Natürlich“, räumt sie ein, „gibt es von außerhalb auch Stimmen, die sagen: Muss das sein?“ Oder Kollegen aus anderen Einrichtungen, die hinter vorgehaltener Hand sagen: „Ich finde das toll, was ihr macht, aber muss man die alten Menschen nicht mehr beschützen?“ Damit ist verstecken gemeint. Aber warum sollte man alte Menschen verstecken? „Das sind Menschen, die in ihrem Leben viel geleistet haben. Sie verdienen Achtung und Respekt, keine Bevormundung“, sagt Weingarten. Dazu gehöre auch die aktive Teilhabe am Leben, nicht nach den Vorstellungen der Pflege oder Angehörigen, sondern nach den eigenen Vorstellungen.

INGRID HILGERS

freie Journalistin und
Lektorin in Hannover,
Kontakt: ihilgers@aol.com



ANZEIGE